

[14]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

Baroness Jella stand hastig auf: „Entschuldigen Sie, Herr v. Strehlen,“ sagte sie erregt, „weil ich Ihnen widerspreche, aber ich möchte dem Herrn Direktor gegenüber, der nach seiner Versicherung die Pflicht so hoch hält, zuerst die Pflicht der Aufrichtigkeit erfüllen. Ich bin gar nicht überzeugt davon, daß die Handlungen des Herrn Direktors stets mit dem von ihm ausgeprochenen Grundsatze übereinstimmen. Denn mit mir diesen Beweis zu erbringen, bedarf es mehr, als einiger ostentativ ausgeübter Humanitätsakte.“

„Jella,“ rief der Freiherr erregt, während Tante Lona sprachlos auf ihre räthselhafte Worte saß, obgleich niemand als Siegfried wußte, was die Baroness mit dem „Humanitäts-atten“ meinte.

Die junge Dame trat hastig zum Klavier und schlug es auf. Da wandte sich der Freiherr zu Siegfried, der gleichfalls aufgestanden war, mit den Worten: „Entschuldigen Sie die Festigkeit meiner Tochter, sie ist seit einiger Zeit ganz ungewöhnlich nervös erregt.“

„Offenheit und Wahrheitsfind sind so schöne Charakterzüge,“ erwiderte Siegfried ruhig, indem er seinen Blick nach der Baroness wandte, „daß ich sie selbst dann schätze, wenn sie nicht in Begleitung ihrer vorsetzenden Schwester, des reinen und Gerechtigten der Baroness v. Rothem, daß sie mir Gelegenheits gebe, ihre Zweifel an der Harmonie meines Handelns mit meinen Vorstellungen, von der Pflicht zu beben. Wir aber möge das gnädige Fräulein gestatten, zu rechter Zeit Dffenheit mit Dffenheit zu vergeteln.“

Jella v. Rothem stand halb abgewendet beim Klavier, aber Tante Lona erwiderte doch, wie marmorblau die Baroness bei den letzten Worten des Direktors wurde. Und das war der Moment, wo es still, so still wurde im kleinen Saale von Rothem, als lausche man dem Fallen der eisigen düstern Fäden draußen in der einsamen Dezembernacht.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Herr v. Strehlen Jella während der letzten Scene beobachtet, und die eingetretene Pause erinnerte ihn, daß es Zeit sei, einzugreifen. Daß Siegfried die Hand reichend, zog er ihn wieder auf seinen Tisch zurück und sagte zugleich zu Jella: „Bitte, Baroness, spielen Sie uns etwas!“

Die Freifrau v. Balten aber erhob sich sofort und zündete eigenhändig die Wachskerzen in den silbernen Klavierleuchtern an, um nicht einen Diener in die stimmungsgewisse Atmosphäre des Salons rufen zu müssen. Und Jella spielte. Ein düsteres leidenschaftliches Mottorn von Chopin entfesselte zürnende Klagen. Jella spielte mit einer Gluth, doch nein, mit einem Schmerz, als läge in diesen schwerwichtigen Tönen ihre eigene gefangene Seele!

„Ein seltsames Mädchen, nicht wahr?“ sagte Herr von Strehlen leise zu Siegfried während des Spieles. Siegfried neigte nur schweigend das Haupt. War das eine Bestätigung? Ein seltsames Mädchen! Meinte Strehlen damit, daß Jella ein vernünftiges adeliges Fräulein voll Launen und Eigenwillen sei, oder sollte dies „seltsam“ andeuten, daß die geradezu königliche Gestalt im dunkelrothen Sammetkleide, aus dessen schmalem, viereckigen, mit kostbaren Spitzen besetzten Ausschnitt sich der schlank Hals hob, der den wunderbar geformten Kopf trug, ein Charakter sei, originell, nicht nach der Schablone gewöhnlicher Mädchen gebildet?

Präsid überlag der Direktor den reichen Anzug Jella's. Ein dunkelrothes Sammetband schlang sich um den Hals, und an dem Bande war ein Schmuckstück von Gold und Perlen befestigt, das dann und wann im Strahle der Kerzen bei den Bewegungen der Spielerin aufleuchtete. Eine goldene Spange hielt das prächtige Haar zusammen, dessen schwere Locken tief über den Nacken fielen und auf dem roten Sammetgrunde des Kleides wie eine Hülle schimmernder Goldfäden ausfielen.

Baroness Jella hatte also zu dem einfachen Abend im engsten Kreise große Toilette gemacht. Sie liebte das, und heute hatte sie sicher gewünscht, durch die Pracht ihrer Kleidung den Empfang des Direktors noch förmlicher zu gestalten. Der Direktor lächelte. Die Baroness wußte wohl nicht, wie wenig Sammt und Seide, Gold und Perlen geeignet waren, auf Hof Siegfried Eindruck zu machen, nur sein lebhafter Schönheitssinn fühlte sich durch die fleckdame Tracht und die geschnadvolle Harmonie der Farben befreit.

Die Finger Jella's glitten in fliegender Eile über die Tasten, die Wohlthunern wogten stürmisch auf und nieder, ein Chaos von Wohlthun und schneidenden Dissonanzen flüchtete durcheinander. Direktor Siegfried verwandte seinen Blick von der ganz in ihr Spiel versunkenen jungen Baroness, deren vorher so blosse Wangen anfangs ein leiser rother Hauch, bald aber ein tiefer werdendes Roth färbte. Die schönen, bisher so kalten Augen flammten mehr und mehr in leuchtender Gluth, zum Schließen lieh sich vor der störenden Außenwelt zu schließen, dann zitterten die Lider leicht, dann schärte und jetzt — der Blick des Direktors, der mit Ableschärfe das Kleinste in der Ferne zu erfassen gewohnt war, bemerkte es ganz deutlich — jetzt brach sich ein Moment das Licht der Kerzen mit farbigen Leuchten in der schimmernden Ferne zwischen den nachzu geschlossenen Lidern, und ein schwerer Tropfen sank auf den dunklen Sammt von Jella's Kleid. Niemand außer Siegfried bemerkte es wohl.

Das Stück war zu Ende, und Jella stand rasch auf. Sie lächelte, als ihr Strehlen für den köstlichen Genuss dankte; wie ein leises Lächeln zog es auch über ihre Lippen, als Direktor Siegfried ihr in ruhiger Weise einige Worte der Anerkennung sagte. Sie klangen sehr hübsch, sie waren aber doch mehr als bloße Höflichkeit. Vielleicht fühlte dies das junge Mädchen, welches sich nunmehr neben ihre Tante setzte, die liebend ihre Hand auf den lockigen Scheitel der schönen Verwandten legte.

„Sind Sie musikalisch, Herr Direktor?“ fragte die Freifrau zu Siegfried aufsehend.

„Ich bin nur ein klein wenig Dilettant, gnädige Frau,“ antwortete der Direktor.

„Welches Instrument spielen Sie?“ fragte der Baron von Rothem, der glücklich war, daß die allgemeine Stimmung wieder eine normale Temperatur erreicht zu haben schien.

„Wenn ich einmal etwas Zeit habe, nehme ich ein Weicheln die Violine aus ihrem dunklen Gefängnisse, Herr Baron,“ sagte Siegfried lächelnd.

„Dann gestatten Sie wohl, daß wir Ihre Violine holen lassen, Herr Direktor,“ sagte der Baron verbindlich.

„Ich bedauere, daß ich Ihren lebenswichtigen Wunsch nicht erfüllen kann, ich würde heute, um mich vor Ihnen hören zu lassen, nicht gut genug spielen, da ich den neuen Arbeitern zu verschiedenen malen einzelne Handgriffe zeigte, die meine Hand schwer und die Finger etwas weniger feinfühlig machen.“

Der Baron drang nicht weiter in Siegfried, weil er glaubte, die Weigerung desselben entspränge dem Bewußtsein unzulänglichen Könnens.

„Sie haben ein vollkommendes Organ, Herr Direktor, fügen Sie nicht?“ fragte Herr v. Strehlen.

„Nicht vor Fremden.“

„Wollen Sie uns als Fremde betrachten?“ warf Frau von Balten mit erntem, aber doch so herzlich klingendem Bortwurfe ein, das glücklich die Hand, welche ihm die alte Dame bei ihrer Frage darbot, füllte und bedeuftam sagte.

„Nein, Ihnen gegenüber, gnädige Frau, erscheine ich mir nicht als ein Fremder.“

Der Baron scherzte über die Eröberung, die seine liebe Schwägerin augenscheinlich wieder gemacht habe; Strehlen

Meissonier. In Frankreich werden Stimmen laut, Meissonier, den längst verstorbenen Meister, durch ein Denkmal zu ehren — ob er gleich für die monumentale Bewegung kein eben dankbarer Gegenstand ist. Denn Sie sich — so schreibt der pariser Beobachter des A. G. — einer Mann, der etwas größer als die Menge und etwas kleiner als Grellens Bildhauer. Nur dem Übergewichte gibt ein mächtiger Hartnäckiger, breitschulter, hüchlingiger Kopf, von dem ein dichter weißer Hühnerbart bis auf die Brust herabverfließt. Dieser Bart war des Künstlers ständlich gepflegter Liebling; er kam sich durch ihn größer und kräftlicher vor, und ins gewöhnte ihm einen Dummelstolz in dem Saum der darüber das er von Wachs so fein geformt war. Es giebt kein volles Gesicht auf Erden! Dieser Mann, der alles erreicht hatte, was der sühnte Ehrgeiz zu träumen mochte, litt tief darunter, daß er keine martialische Gestalt besaß. Er maß sich fortwährend und verächtlich sich selbst an, ob er denn wirklich gar so klein sei; er zog, um, wie er gläubig, männlicher auszuleben, Stimmenspiegel über seine prominenten Sabelbeinchen; er mußerte sich täglich im Spiegel und wurde nicht müde, mit seinen Freunden über den Schmers zu sprechen, der bis an sein Ende an ihm nagte. Manchmal gab es allerdings Lichtblicke, die ihm sein eigenes Bild günstiger zeigten. So an dem Tage, da einmal der Bildbauer Dübisch bei ihm eintrat. „Sehen wir der Sühneraugen-Operateur bei mir,“ rief Meissonier seinen Freunde jubelnd zu. „Recht du, was er gesagt hat? Ein Grendlerin von sechs Fuß Höhe konnte auch keine größeren Sühneraugen haben als ich.“

Briefmarken-Räufungen. In Bezug auf die umfangreichen Briefmarkenräufungen, welche jüngst durch die Lithographen Bausen in Höchst betrieben worden sind, schreibt ein bedeutender Briefmarkensammler und -Kenner, Dr. Gerhard Schröder aus Wiesbaden, folgendes:

Durch die Zeitungsberichte, daß in Höchst falsche Briefmarken der Deutschen Reichspost angefertigt und vertrieben wurden, wurde ich gar nicht überredet; ich war eher erlautet darüber, daß sich nicht sofort nach Erfinden dieser zum künstlerisch schmeichelnd aber doch unheimlich einfach hergestellten Postwertzeichen vertheilen lassen, welche sich darüber hermachen, um durch Nachahmung der Briefmarken ein ungeheures Verdict zu verschaffen; denn die Herstellung unierer neuen Marken bedeutet gegen die früheren einen — Rückschritt.

Nehmen wir dagegen die Marken Wiens an, so schließt sich dieser Staat gegen das Fälschen seiner Postwertzeichen möglichst sicher dadurch, daß bei einer Fälschung immer noch verschiedene Brände möglich sind, um überhaupt eine Marke wie die in Zeichnung und Form sich nicht erkennen lassen.

Da mußte zuerst eine Papierprobe extra große Einrichtungen treffen, um das in Waten zur Herstellung der Briefmarken benutzte Papier mit Wasserzeichen nachzuahmen, dann käme erst der Gravur zur Unterlegung der Stempel zum Metallpressen des Pappens und der Zeichnung, dann erst der Drucker, Gummirer, Restorierer u. r., während die jetzigen deutschen Marken jeder einzelne Lithograph sehr leicht herstellen kann. Da hatten es früher die Herren Fälscher doch nicht so leicht wie heute. Die ersten preussischen Marken der Ausgabe 1850 (also vor 40 Jahren) waren vorzüglich in Kupferdruck hergestellt und jede Marke mit Wasserzeichen versehen, 1857 verordnete man aus imbedeutenden Erbanachrichten eine einfachere Herstellung, welche jedoch zum noch Jahresfrist eine wieder immerdar erfindenden Marke Platz machte. Vieles im Jahre 1858 ausgegebenen Marken waren mit einem chemisch hervorzuhebenden Wasserzeichen versehen, wie solcher später auch bei den Marken des Norddeutschen Bundes (Ausgabe 1869) zur Verwendung kam. 1861 wurden die Marken mit Reliefdrucker gedruckt, waren also immer noch viel schwerer zu fälschen wie die heutigen. 1868 kamen die sehr einfachen Norddeutschen Bundesmarken zur Ausgabe, welche, wie oben erwähnt, 1869 mit dem chemischen Untergrund versehen wurden, außerdem wurden viele neuen Marken zum Wasserdruck, aber, um nicht abfälliger auszubilden, gedruckt. 1871 erließen die neue deutsche Reichspost wieder mit Reliefmarken, welche 1872 nur in der Ablesform eine Abänderung erlitten. Mit Einführung der Reichsmark-Währung erlitten der vom 1. Febr. ab nicht mehr fälschbare Markentypus, der nur einmal in dem Worte „Wienig!“ statt „Wienig!“ geändert wurde, und nun wird wieder zu den ganz platten, sehr viel Farbe besitzenden Marken gekommen.

Hätte die vor einigen Jahren in Elberfeld erfolgte Fälschung der immerhin schon schwieriger nachzuahmenden Reichsmarken a 50 Pf. die betreffenden Behörden nicht auf Mittel sinnen lassen müssen, etwaige Nachahmung beschwerlicher statt leichter zu machen? Was zwar durch Menschenhände gemacht ist, wird wohl immer mehr oder weniger selbst von Menschenhänden nachgemacht werden können, wenn aber die Herstellung von Marken (wie bei den Banknoten) verschiedene Bewerbe und kleine merkwürdlich sind, so liegt doch darin schon eher eine gewisse Garantie gegen unbefugte Nachahmungen. Was die Fortsetzung unierer Marken anbetrifft, so ist die Sache wohl auch nicht allzu genau zu nennen, denn nicht immer kreuzen sich die Linien auf einen Punkt (es soll dies ein Erkennungszeichen der echten Marken gegen die Fälscher Fälschungen sein), man lege nur einmal die kurze Seite einer Marke an die längere Seite einer anderen, und jeder wird sofort sehen, daß die Fälschung recht hübsch unregelmäßig ist. Auf diese Punkte kann aber das gegen Nachahmung zu schützende Publikum gar nicht so genau achten, denn dazu gehören die nur durch langes Studium der Markenkunde zu erlangenden Kenntnisse eines erfahrenen Sammlers.

Jedenfalls empfiehlt es sich baldigt, anderes Papier, etwa mit eingetragenen Seitenlinien, oder solches mit Wasserzeichen zu verwenden.

Ein musikalisches Phänomen. Aus Madrid wird der Taglichen Rundschau geschrieben: Das Interesse der spanischen Hauptstadt wird seit eini Tagen durch eine hier musikalische Phänomen gefesselt, welches auf den Bühnenretorten des Teatro de la Pazuela, erschienen ist. Ein sechsähriges Mädchen aus Alicante, Milagro Gorie, singt die Rollen der Prima-donna und entzückt das Publikum nicht allein durch die Schönheit und Reinheit der Stimme, sondern auch durch die ausgezeichnete Vokalisation, welche auf ein vollendetes Studium schließen läßt; die Schmeierzeiten der Melodien vermag sie mit einer so großen Leidenschaft, daß Besche und Brust anstehen vor nicht großen Vortrefflichkeit; wenigstens bemerkt man weder das Vibrieren an der ersten, noch ein kraftvollendes Vibrieren an der letzten. Dazu ist die Kleine eine ausgezeichnete Schauspielerin. Wenn man sie mit geschlossenen Augen hört, so sieht man unter dem Einfluß einer Abolina Watti, und hegt die Ueberzeugung, daß die Kleine ein Wunder aus einer idenaturalischen und abfälligen Gattung erlaucht habe. Die Besche bleibt der Sängerin den Platz, bis zu einem gewissen Alter von dem Singen abgesehen, damit durch vorzeitige Ueberanstrengung des Kehrs nicht zugleich auch ihr Stimmgäß geädert werde.

Ein Auges Kind. Gretchen: „Sei doch ruhig, Söhnchen; hörst du denn nicht, daß Melius im Nebenzimmer ist?“ — Söhnchen: „Woher weißt du denn das?“ — Du wirst doch nicht drin!“ — Gretchen: „Aber ich höre, daß die Mama zu dem Wege „Seag“ hat!“

Durch die Blume. Student (zu seiner Nachbarin): „Ich erlaube mir, Ihnen die neunte Blume auf's Spezzelle zu kommen.“ — Nachbarin: „Sind Sie denn aber nicht für morgen der Blumen Nachbar?“ (Droh.)

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

Seit langen Jahren bemüht sich die Wissenschaft, die Herstellung farbiger Photographien zu erfinden und sind fotiosiale Breie auf die Lösung dieses Problems gelegt. Professor Lippmann in Paris stellte nun, wie man der „Voss. Ztg.“ meldet, der Akademie der Wissenschaften ein, wie man der „Voss. Ztg.“ sei, alle Farben des Spektrums in ihrem reinen Farbenton zu photographiren. Er zeigte die betreffenden Platten und verbriefte, daß sie die Farben dauernd festhalten. Andere Gegenstände als das Spektrum hat er noch nicht zu photographiren verüht.

Aus Paris, 3. Febr., meldet man: Der Franzeser für Meissonier, welche heute vormittag in der Akademie fürge stattfand und programmäßig verlief, wählte im Auftrage des Präsidenten Carnot der Major Hiltor bel. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes Bourgeois hielt eine Rede, in welcher er der Dankbarkeit Frankreichs gegenüber dem großen Künstler und Patrioten warmen Ausdruck gab.

Herr Dresden, Dr. Siegmund Friedmann vom Deutschen Theater in Berlin hat gestern ein Gastspiel im hiesigen Nebenbühnen als Sozialdemokrat, welches in dem veralteten Schauspiel „Das goldene Kalb“ von Robert Kolle ausüht mit vielem Glück erford. Die vom Verfasser reich ausgestattete Rolle bot dem trefflichen Künstler vollauf Gelegenheit, sein Talent in allen Registern menschlicher Leidenschaft, vom tiefen Schmerz bis zum wilden Haß und zur glühenden Rindigkeit vollendet auslassen und es gelang dem Friedmann, ein künstlerisch soeben edeltes Gastspiel zu liefern, das von vortrabender Wirkung war. Das zeitgemäße, die soziale Frage behandelnde, besagte die sozialistischen Wahnbeben befangene Stück befindet eine ganz hervorragende dramatische Bedeutung und hatte hier entschieden einen größeren Erfolg als Sandermann's „Gere.“

Für die Redaktion verantwortlich: H. v. Albert Heising in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. d. S.



aber hat die Freifrau, das indirekte Zugeständnis Herrn Siegfrieds zu bewilligen und ihn um ein Lied zu bitten.
 „Ja fräulich, jetzt müssen Sie mir etwas singen,“ sagte die alte Dan te lächelnd; „ich kann gegenüber Ihrer ritterlichen Bescheidenheit Sie nur beim Worte nehmen und will es auch gar nicht anders.“

Ohne ein Wort der Entgegnung verbeugte sich Siegfried vor der Freifrau und schritt zum Klavier. Leise erst, dann etwas kräftiger klangen ein paar erste Akkorde und dann begann er ein Lied — so ruhig innig, so anspruchlos schlicht, aber so recht zu Gemüth gehend gesungen, daß „Lied vom tauben Mütterlein“, und alle hörten die Klänge des Stückes, die dem tauben: Mütterlein an der Brust des Sohnes im Herzen tönten.

„Bravo, bravo!“ riefen der Baron und Herr von Strehlen ganz unwillkürlich, als Siegfried geendet hatte. „Sie besingen ja ein wundervolles Dastümme,“ sagte Strehlen herzlich. „Wir sind a ber nicht so schnell befriedigt. Nach dieser ersten Probe müssen Sie mir und unserer lieben Frau von Walten, welche Sie bis zu Thürinen gerührt haben, noch etwas singen.“

„Ach ja, ich bitte, singen Sie noch ein Lied,“ bat die alte Dame, und als der Direktor mit der Antwort zögerte und sein Blick wie nach einer Zustimmung zu diesem Wunsch im Auge der Baroness suchte, da hob auch diese den Blick und sagte zum Direktor sich wendend, fast etwas zögernd: „So singen Sie doch etwas!“

„Nun, und was soll ich singen?“ fragte der Direktor die Baroness.

„Mein Vater hat lieber im Volkston, so wie das vorkhin von Ihnen gesungene am liebsten,“ entgegnete Yella.

„Und er hört Sie, liebe Baroness, dabei am liebsten begleiten,“ fiel Herr von Strehlen ein. „Ich denke mir, dem Herrn Direktor wird es auch angenehmer sein, wenn Sie ihm die Anstrengung abnehmen, sich selbst zu accompagniren.“

Wenn der Herr Direktor nur mit meiner Begleitung zufrieden sein wird,“ sagte Yella ziemlich unfröhlich.

„Ich bitte darum,“ entgegnete Siegfried, und Yella setzte sich an das Klavier und begleitete auf den Wunsch der Tante deren Lieblingslied „Nennchen von Tharau.“ Wie herzlich klang die schlichte Weise: „Nennchen von Tharau, mein Neichthum, mein Gut —“

„Grab! wie ein Palmbaum zur Höhe erst steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt. So wird die Lieb in uns mächtig und groß. Nach manchem Leiden und traurigen Noth.“

Yella wagte, während sie spielte, nicht aufzusehen. Büchsete sie, dem Blick Siegfrieds zu begegnen? Sie hätte unbefragt sein können; Siegfried hatte nur einmal auf das goldene Haar Yella's niedergesehen, das sich um den weißen Hals lockte; dann wandte er sein Auge ab und ließ es auf der Herabstiege auf der Konsole in der Ecke des Zimmers ruhen.

„Nennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut — Zu meine Seele, mein Fleiß und mein Blut!“

erlang es noch einmal, und das Lied war zu Ende. Man spendete lebhafte Beifall; aber Siegfried legte alle Bitten, noch ein Lied zu singen, freundlich aber entschieden ab. Schloß sich doch Yella den Wünschen der anderen nicht an, ja es schien beinahe, als ob es ihr angenehmer sei, daß Siegfried nicht mehr singe. Trotzdem plauderte, lachte und scherzte man, und selbst Yella lächelte über einige heitere Worte ihres Vaters. Die große Bauerin Muff hat in Siegfrieds Gesang wieder einmal jenes geheimnißvolle „Sejam“ ausgeprochen, vor dem sich das Menschenherz öffnet und läge es in eigenen Gedanken.

Es war spät, als Yella in ihr Schlafzimmer kam. Sie schickte ihr Mädchen fort, das ganz schlaftrunken ausfaß, und läste allein ihr schönes Haar. „Ich möchte wissen, was jetzt für mich Pflicht ist,“ sagte sie mit einem ironischen Verziehen des Mundes zu sich selbst, als sie ihr Haar in Flechten geordnet um den Kopf wand; aber sie kam nicht dazu, sich eine Antwort zu geben, denn ein leiser, leiser Klang durchzitterte die stille Nacht. Yella hörte mit gespannter Aufmerksamkeit. Dann öffnete sie das Fenster, und nun vernahm sie deutlich reiche, langgezogene Töne einer Violine durch die Winternacht erklingen. Eilig warf Yella ein warmes Tuch um die bloßen Schultern und dann lauschte sie weiter, und es kam ihr vor, als zögen die Klänge mit unwiderstehlicher Macht ihre ganze Seele an sich. Der Winter war verschwunden, der Wald rauschte frühlingstrennd und die Vögel jangen; ferner Glodenklängen klug über die blühende Heide, der Fluß unten im Thale plätscherte und in seinem Wasser spiegelte sich die Königstanne. Darunter stand ein stolzer Mann, und er sang in süßen, süßen Tönen, und wie ein heller, schimmernder Stern immer und immer wieder durch den unwolkten Himmel glänzt, so variierte der Spieler immer wieder in wechselnden Tonbildern das Lied: „Nennchen von Tharau — mein Leben, mein Blut!“

Endlich verstummte das Spiel. Yella schloß das Fenster und begab sich zu Bette. Aber schlaflos lag sie lange und dachte immer den einen Gedanken: „Liebt dieser Mann seinen Vortheil allein oder wirklich nur seine Pflicht? Und was heißt das: Die Pflicht ist mein Vortheil!“ (Fortf. folgt.)

„Es sind jetzt neun Jahre her, daß ich den Hans Just kennen lerne. Ich war drüben im Silbersteinischen bei alten Herrnanden ergehen worden, denn die Mutter starb früh und mein Vater hatte keine besondere Bemelung für mich geseigt. Erst Jahre hatte ich fern dem Elternhause verbracht und war adhtzehn alt geworden, als die alten, krahen Leute, denen ich eine liebe Tochter geworden war, rasch hintereinander starben. Ihr bischen Hab und Gut hatten sie mir zugeerblieben und der Vater holte mich heim, daß ich ihm fortan seine Wittwenpflicht sähre.“

Es war kein freudiges Geisitz, das mich überraschte, als ich das Haus betrat, dem ich so lange fern gewesen war. Eine Dirne mit schwarzen, tiefernden Augen empfing mich an der Schwelle des Hauses und während ihre Lippen von Freundlichkeit überflossen, brachten ihre mißtheren Blicke ganz andere Empfindungen gegen mich aus. Die bisherige Wittwenpflicht meines Vaters war es, welcher um meinwillen gekündigt worden war und die in wenigen Wochen das Haus, in dem ich mehrere Jahre gewesen, verlassen sollte. Die Zeit meines Zusammenlebens war nur eine kurze, aber die kleinere Hälfte derselben genügte für mich, um mich trotz meiner unersahbaren Jugend ein Verhältniß durchschauen zu lassen, das mir mit Scham und Ekel erfüllte. Freilich kämpfte ich lange gegen die sich mir aufdringenden Wahrnehmungen und Befürchtungen, aber bald genug sollte ich die Gehörtheit erhalten, daß meine Empfindungen nicht nicht irre geleitet hätten.

Die sechste Zeit war verstrichen, aber Sabine, so hieß die Wittwenpflichterin, machte keine Miene zu gehen. Mir war dies in hohem Grade peinlich, denn nur mühsam hatte ich bisher ihre Gegenwart ertragen. Ihr Benehmen hatte sich nur während der ersten Tage in den Grenzen gehalten, welche ihr durch ihre Dienerpflcht gezogen waren; dann war sie frech und frecher geworden und nur um des lieben Friedens willen hatte ich geduldet — die Fröndlichkeitspflicht war ja ohnehin bald zu Ende. Als ich aber vorüber war, da trug ich diesen Zustand nicht länger und machte dem Vater einige nicht mißzuverstehende Andeutungen, auf ein längeres Verbleiben der Dirne mir äuserst unzulässig wäre. Auf seine gereizte Frage, was ich an derselben auszuhaben habe, gab ich keine Antwort, aber er machte in meinen Blicken etwas gelesen haben, was den Heiß von Scham und Mänschheit in ihm aufwachte, da er mir kurz antwortete, zu gehen und die Wittwenpflicht in sein Zimmer zu lenken.

Die Scene, welche nun erfolgte, war sehr interessant. Dort ist mein Geisitz, daß ich nicht mit Willen jemals erhörte. Anfangs freilich vernahm ich in meinem Gemüthe des Korridor's gelesenen Zimmer nichts von der gestörten Unterredung; bald aber tönte die freischende Stimme der Dirne zu mir herüber und ich hörte Dinge, welche meine schmerzlichen Befürchtungen bestätigten. Bergehens vernahm mein Vater, die Wittwende zu belästigen, verzehens gabot er ihr in drohenden Töne zu schweigen, gerade das Gegentheil leistete ihren Worten auf das anseherig und immer schillerter tönte ihr Geschrei durch das Haus. Willenlos und zitternd vor Aufregung lauachte ich auf ihr Geschrei, aus welchem ich die ganze Tiefe des Hades erschah, den das Weis gegen mich legte, die sie als die einzige Ursache ihrer Verhörung aus einem Hause betrachtete, wo sie allerdings mehr Herrin als Dienerin gewesen war. Endlich raffte ich mich auf und verließ mein Zimmer, zu einer benachbarten Familie flüchtend, wo ich einige Stunden bis zum hereinbrechenden Abend verbrachte.

Als ich heimkehrte, war der Friede anscheinend hergestellt. Die Dirne bewegte sich in der Küche, als ob nichts vorgefallen sei,

und nur die stidlichen Blicke, welche sie mir von Zeit zu Zeit warf, bezeugten noch den Sturm, der in ihr tobte. Mein Vater leb in unterem gemeinschaftlichen Wohnzimmer und empfing mich mit ungewohnter Milde und Herzlichkeit. Als das Abendessen abgetragen war, dem wir beide nur spärlich zugeprochen hatten, machte er mir in verschiednen Wendungen Entschuldigungen, deren er mich freilich nie theilhaftig gemacht hätte, wäre er nicht gewis gewesen, daß ich einen großen Theil der Scene am Nachmittage mit angehört habe. Nach seinen Versicherungzen trug die Dirne den Schuld, indessen sie die Blicke des Mannes und dem Lebensmüths des alleinlebenden Mannes benutzt habe, um sich nach und nach zu einer Stellung im Hause emporzuschwingen, die er nicht näher bestimmen könne. Er habe sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, sie zur Frau zu nehmen und derselben auch in einer ihmwenigen Stunde ihr gegenüber Ausdruck gegeben. Von da ab habe er keine Ruhe mehr gehabt und bald habe sie sich in einer Weise betragen, daß an die Stelle seiner anfänglichen Zuneigung ein immer mehr sich steigender Mißwille getreten und der Entschluß in ihm gereift sei, sich ihrer auf alle Fälle zu entledigen. Wie eine Erlösung habe er es begrüßt, als ich in das Haus gekommen und ihm dadurch Gelegenheit gegeben war, der Sabine den Laufpaß zu geben. Allein, wie dieleile ihre Fröndlichkeits hingewonnen, das hätte ich ja selbst gesehen — seinen Augenblick habe sie dieselbe als im Ernst gesehen betrachtet und heute, wie ich sie anblickte, hat sie mich energischer aufgetreten die Augen aufgeschlossen, sie da alles Gift und aller Groll zum Ausdruck gekommen. Sie habe gewillt und gestraft und sich in Drohungen gegen ihn ergangen, die ihn erschreckt hätten. Denn wenn er sich auch nicht so mit ihr eingelassen habe, daß sie auf gleichem Wege Unbrüche an ihn machen könne, so habe er doch alles für seinen Namen, für die Ehre seiner Stellung zu fürchten, wenn das Weis robe, und darum müste die liebliche Gesichts im Guten beglichen werden. Sie habe Geld von ihm verlangt — eine große Summe Geld, denn sie wolle jemals der Grenze einen Burden freitreiben, der ihr längt um die Welt herumgehen, und wolle mit ihm ein kleines Anwesen übernehmen, das ihnen ihren Unterhalt gemüßre. Er habe es für ihr das Weis gehalten, ihre Bedingung anzunehmen; so sei die Sache ein für alle mal und ohne Geräuß aus der Welt geschafft.

Ich hatte alles theils gewußt, theils geräthet und doch war es für mich unendlich lamerlich, diese Entschuldigungen aus dem Munde des eigenen Vaters zu hören. Hätte ich damals geahnt, daß sie für nur kleineren Hälfte auf Wahrheit beruhen — daß keine Verunsicherung eine unendlich tiefere war! Aber ich war ja so jung — ich glaubte ihm — glaubte an eine bessere Zukunft.

Und als er mir mit starker Stimme vertraute, daß seine Vermögensverhältnisse seit dem Tode der Mutter zerrüttet seien, daß er nicht inlaube sei, der Dirne die drohend verlangte Summe zu geben, wenn ich nicht helfe, da gab ich müthig das mir zugestaltene kleine Erbtheil hin und segnete das Geschick, welches mir die Mittel bescheidet hatte, auf diese Weise die Schande von dem Haupte des Vaters zu wenden.

Die Dirne aber zog ab und es währte eine Zeit lang, als seien Ruhe und Friede in unser Haus zurückgetehrt. Wie bald sollte ich aus diesem Glauben gerissen werden! Die Dirne hier ist erschöpft einige Augenblicke inne und das mit einem bangen Blick die Augen zu dem Fürsten empor. (Fortf. folgt.)

Wißt an're du von ihrem Noth besret'n. Dann hüte dich, der Aechzt des eig'ner Ich zu sein.

Bunte Zeitung.

* Sprüche. Von Albert Traeger. Gelesen, wenn ein heiser Niesstuss des Lebens Anfang weicht und seinen Schluß.

Meize die Liebe nicht zum Horn, Bestattet die Noie, droßt dir der Dorn.

Junges Weibchen und alter Mann Fangen zusammen nichts Niesstuss an; Unlütches Taugen ist nur zu gewön. Fröndlich hinkt sich's auf einem Bein.

Die heißen Thoren laden oder weinern. Drum lerne Duht und Leib verführend zu bereinern.

Trage zur Schau nicht Krümmen und Trauern, Laß dir's am Unlütch genug sein; Sucht die Schwäche das fremde Bedauern, Laßt sich der Starke allein.

Die Berlen sind der Mühsel Thränen, Ein Bild, das äuserst innreich scheint, Nur sollte nicht jede Mühsel wohnen, Daß sie löstliche Berlen weint.

Gesittete Freuden, die fröhlich und echt, Werden von Narren nicht vornehm befunden, Selbst die Blumen kein Dastümme im Garten Deru, wenn sie auf Pracht geschunden.

Gieße bei des Verthandes That, Geisitz das fätschende Herz zu That, Aber es heißt die Dinge verhandeln, Wätsitz du nur mit dem Herzen handeln.

Fämbelnder Wind umd flieselnde Wellen Wären noch immer gute Gesellen.

Mutterbesiß und Vaterwort Sind der sicherste Mädchenort.

Die fremde Wöste zu bebenden, Geisitz verlesen sie die e'st'ne bar, Wer möchte taubeln sie erschrecken — Den Ausschnitt bestigt der Dazar.

Das Geheimniß des Forsthausens.

Von Fritz Brentano.

HELL und still war der Herbstmorgen über dem Wald aufgetreten.

Der letzte Nebelst, welcher die Räume umwoben hatte, war von der liegenden Mäht der Sonne verdrängt worden und die vortragenden Blätter ältesten Weisins — ein leuchtendes Meer, dessen farbenprächtige Wägen, von jedem Windhauch gekräuselt sich flüsternd regten, als ob sie sich geheimnißvolle Gesichtschen erzählten.

Städtliche Gesichtchen, zuweilen kaum zu untergehenden von dem sie bergenden Buschwerk, huschten an den Stämmen auf und nieder und lugten mit den klugen, glänzenden Augen umher; da und dort blickte ein einsamer Scherz und im bixren Laub unten am Boden verdeckte wohl eine Geschichte klüßigeln darin.

Als während er schweigend und großend eine feste Gruppe aufwarf, um seinem liebsten Freund, dem Hunde Marco, seine letzte Ruhestätte zu bereiten, wartete in seinem Kopfe allerlei wirre Gedanken; wer den treuen Herr doch erschöpfen haben mochte — und ob es wohl der Fremde von gestern gewesen sei, der jetzt so heimliche Gesichtchen mit der Forstin da drinnen zu verhandeln

habe? Aber der Fremde hatte ein so gutes, offenes Gesicht und ein Paar so herrliche Augen, der konnte das arme Thier nicht aus der Welt geschafft haben — und doch — es war ja kein anderer Mensch in das Haus gekommen, außer Georg, dem Jägerburischen — aber der war ja förmlich verliebt in den alten Marco und hatte ihn sicher nicht umgebracht.

Nach der Morgen war so schön, die Sonne schien so hell und der Wind wehte so frisch, daß er auch die Gedanken aus dem Kopfe des Burischen vernahmte. Noch einmal fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als er den toden Hund in die Grube warf; dann öffnete er erst leise ein melancholisches Lied, das aber bald in eine trübliche Weise überging und als sein Werk gethan war, und er, den Spaten über die Schulter gehoben, nach dem Hause zurückkehrte, sang ein Loblied von seinen Lippen — der alte Marco war begraben und begraben.

Die Gesichtchen, die sich bisher verständig auf den höchsten Fleisen der Büsche gehalten und neugierig auf das Treiben des Jungen herabgesehen hatten, trieben wieder ihr klüßiges Spiel; die Zweige rauschten und waagten weiter im frischen Morgenwind, die Vögel zirpten und sangen ihr Lied — der ganze Wald webte seine ewige alte Weise.

In dem Zimmer der Forstin aber waren die grünen durchbrochenen Vorhänge herabgelassen, ein einzelner Sonnenstrahl nur drang durch dieselben hinein in die Stube und fiel wie verflüchtend auf das blasse Gesicht der Frau.

Ihr gegenüber, aber von dem Halbmond der geschlossenen Lidern etwas verdeckt, sah Herr Leopold. Seine Augen waren in flimmernde Wäbe auf die Forstin gerichtet, welche den bescheidensten Blick vor sich auf den Boden heftete und mit leiser, zugenissen von innerer Erregung zitternder Stimme erzählte:

